die Entsendung. Die ersten von Taku abgegangenen Truppen trafen nunmehr in Taku ein, Admiral Courrejolles werde bald 3000 Mann haben, eine andere Abtheilung Truppen gehe oder sei bereits von Frankreich abgegangen; in einem Monat werde die französische Regierung eine der Lage Frankreichs entsprechende Truppenmacht in China haben. (Beifall.)

* **Paris**, 2. Juli. Nach hier eingetroffenen Meldungen ist in Tientsin der Wegeaufseher Sabourand, der zugleich bei dem französischen Consul in Tientsin als Beamter angestellt war, mit zwei französischen Seeleuten im Gebäude der Municipalität getödtet worden.

* **Petersburg**, 2. Juli. („Russische Telegraphen-Agentur.") Nachrichten des Generalstabs zufolge zerstörten Truppen, die bei Taku zersprengt waren, die Eisenbahnlinie Port Arthur-Mukden. Es werden Anstalten getroffen, die Bahn wiederherzustellen.

* **Washington**, 2. Juli. Admiral Kempff hat an den Staatssekretär der Marine Long telegraphirt, ein Läufer aus Peking berichte, die Gesandtschaften würden belagert, die Lebensmittel seien nahezu erschöpft; die Lage sei verzweifelt. Der deutsche Gesandte sei von chinesischen Soldaten ermordet worden, als er sich nach dem Tsung li Yamen begeben wollte. Die amerikanische, italienische und die holländische Gesandtschaft seien niedergebrannt worden. 20 000 chinesische Soldaten befänden sich innerhalb, 20 000 außerhalb Peking, 3000 sollen auf dem Wege nach Tientsin sein. In Tientsin werde noch gekämpft. Die Verbindung mit Tientsin mittels der Bahn und auf dem Flusse sei unsicher.

* **Yokohama**, 2. Juli. (Meldung des „Reuter'schen Bureaus.") Der Dampfer des japanischen Rothen Kreuzes „Hakuai" hat sich gestern nach China begeben, um als Hospitalschiff für die Verwundeten aller Nationen zu dienen.

---

### Die Wehrkraft Chinas.

Theodor von Schewe, vormals erster Instructions-Officier in Tientsin, schreibt der „Deutschen Warte": Die Niederlagen, welche die chinesischen Streitkräfte in dem jüngsten Kriege gegen die Japaner zu Wasser und zu Lande erlitten haben, waren für den Kenner ostasiatischer Verhältnisse keineswegs auffallend. Hatten sich doch die Japaner von jeher durch Tapferkeit ausgezeichnet und schon in dem gerade vor dreihundert Jahren bei gleichwerthiger Bewaffnung ebenfalls in Korea geführten Kriege den Chinesen in jedem Gefecht überlegen gezeigt. Die lange Dauer des Krieges hat damals die Japaner trotz ihrer Waffenerfolge ermüdet und den Frieden um so eher geneigt gemacht, als die eigentliche Triebfeder des Krieges, der ehrgeizige Regent Hideyoshi, auf seinem Kranken- und Sterbelager die Zurückziehung des Heeres aus Korea gewünscht hatte. Auch in dem letzten Kriege haben die Japaner trotz der in Korea und Liaotong so glänzend gezeigten militärischen Ueberlegenheit den angeklündigten concentrischen Vormarsch ihrer Heerestheile auf Peking unterlassen und sich nach dem leichten Siege von Wei-hai-wei um so lieber mit dem stachligen Beutebissen Formosa begnügt, als die von Frankreich und später auch von Deutschland unterstützte russische Diplomatie ihren Einfluß zu Gunsten Chinas geltend zu machen begann. Die thatsächliche Unterwerfung Formosas hat der japanischen Armee weit größere Opfer gekostet, als der ganze Krieg mit China.

Damals sollen zur Vertheidigung der Hauptstadt angeblich 300 000—500 000 Mann Soldaten bereit gestanden haben, doch werden es, abgesehen von der mongolischen Reiterei, kaum mehr als 200 000 Mann gewesen sein, und ebensoviel stehen auch heute nur zur Verfügung. 10 000 Franzosen und Engländer haben am 18. und 21. September 1860 ein Heer von 60 000 Chinesen und Mongolen bei Tschangkiawang und Balichiao entscheidend geschlagen. Die Verluste der Engländer und Franzosen an Todten und Verwundeten erreichten in beiden Gefechten zusammen noch nicht die Zahl von 100, während die Chinesen bei Balichiao allein 3000 Todte verloren. Gegenwärtig wird das Verlustverhältniß vermöge der Lieferung europäischer Waffen und der theilweise von Europäern geleiteten Ausbildung der chinesischen Truppen für diese nicht ganz so ungünstig sein, doch dürfte der Verlust der Chinesen in jedem Gefechte immer noch mindestens das Zehnfache des Verlustes der Europäer betragen, selbst wenn die Chinesen mit fünf- bis zehnfacher Uebermacht kämpfen sollten. Alle gegenwärtig zur Vertheidigung Pekings zur Verfügung stehenden chinesisch-tatarischen Truppen würden zusammen nicht im Stande sein, dem kraftvoll durchgeführten Angriffe einer einzigen tüchtigen europäischen oder japanischen Division von 15 000 Mann in einer Feldschlacht Widerstand zu leisten.

Der taktische Werth eines chinesischen Heeres wird durch das Zusammentreffen verschiedener, eine richtige Kraftentfaltung hindernder Umstände derartig ungünstig beeinflußt, daß er, in Zahlen ausgedrückt, kaum auf 8 bis 10 Procent des taktischen Werthes eines europäischen Heeres geschätzt werden kann. Zunächst behandelt der chinesische Soldat seine Waffen derartig schlecht, daß binnen kurzer Zeit Geschütze und Gewehre nicht nur verrosten, sondern auch schon zu einem starken, naturgemäß stets steigenden Procentsatz völlig unbrauchbar geworden sind. Die Ausbildung der Soldaten im Schießdienste ist natürlich ebenso gering, wie in allen anderen Dienstzweigen. Zwar soll schon im Frieden jeder chinesische Soldat zur Uebung jährlich 180 Patronen verschießen, doch geschieht dies eben nicht. Die Arsenalverwalter und Truppencommandeure betrügen hierbei, sowie in allen anderen Dingen, gemeinschaftlich den Staat in so offenkundiger Weise, daß selbst der äußere Schein der Ehrlichkeit wenig gewahrt bleibt. Die von den europäischen Militärinstructeuren dagegen erhobenen Vorstellungen blieben völlig wirkungslos, da ja die Truppencommandeure, ebenso wie alle anderen chinesischen Officiere und Beamten, auf Beute jeglicher Art angewiesen sind, von der ihnen wieder ein Theil von ihren Vorgesetzten und den Civilgouverneuren abgenommen wird. Solch ein ausgedehntes System von Lug, Trug und Bestechung, und solch eine vollkommene Verderbniß der Sitten, wie sie in dem äußeren Rahmen der hohen Lehre des Konfutse im Laufe der Zeit üblich geworden, sind selbst unter der Herrschaft des Rubels ebenso unbekannt, wie unter der Herrschaft des Königs Dollar.

Die Tapferkeit gehört nebenbei auch nicht gerade zu den Tugenden des chinesischen Soldaten, dagegen ist er bis zu einem gewissen Grade willig und bedürfnißlos. Vor Allem erträgt er Hitze und Kälte, ebenso wie Hunger und Durst, mit großer Leichtigkeit, während er wieder gegen die unbedeutendsten Regen- und Schneefälle, sowie gegen starken Wind sehr empfindlich ist. Das starre Festhalten am Althergebrachten, an guten und schlechten Sitten, an Vorurtheilen, Gewohnheiten und an Aberglauben der verschiedensten Art, sowie die Verachtung aller fremdländischen Cultur, haben in China eine Art von Abderitenthum groß gezogen, das besonders der Wehrkraft des Landes zum Schaden gereicht. Die Thorheiten, welche in militärischer Beziehung von der gewöhnlich durch einen Civilbeamten ausgeübten Leitung des Heeres an bis zur Thätigkeit des einzelnen Soldaten hinunter fortgesetzt begangen werden, sind so groß und so mannigfaltig, daß sie Derjenige kaum für möglich halten wird, der nicht selbst in der Lage war, chinesische Truppen beobachten zu können. Es ist z. B. eine charakteristische Thatsache und keineswegs eine Erfindung, daß im letzten Kriege mit den Japanern nicht nur die weit vom Schuß befindlichen Truppen-Commandeure, sondern auch die im Bereiche des feindlichen Feuers liegenden Officiere und Soldaten beim Fallen einiger Regentropfen — ihrer angeborenen Wasserscheu nachgebend — schleunigst durch Aufspannen von Schirmen gegen den Regen Deckung gesucht und hierdurch dem feindlichen Feuer ein größeres Ziel geboten haben. Die Abderitenstreiche der letzteren Stellen sind den Chinesen sehr oft verhängnißvoll geworden und haben noch im Jahre 1884 dem französischen Admiral Courbet zu dem billigen Triumphe von Futschou verholfen, der dann von Jules Ferry als eine der ruhmreichsten Waffenthaten übermäßig gefeiert worden ist.

Die angeblich so große Zahl der chinesischen Soldaten, die Zahl der chinesischen Festungswerke und besonders auch die große Zahl der darin aufgestellten, meist von Krupp und Armstrong gelieferten Geschütze können europäische Beurtheiler, wie dies z. B. die bei Ausbruch der Feindseligkeiten mit Japan chinafreundlichen englischen Berichterstatter gethan haben, leicht verleiten, von der Wehrkraft Chinas mit größerer Achtung zu sprechen, als sie verdient. Der an europäische Verhältnisse gewöhnte Beurtheiler kann sich kaum vorstellen, in welch' hohem Maße das bereits gekennzeichnete chinesische Abderitenthum die zweckmäßige Anlage von Festungswerken und besonders auch die zweckmäßige Verwendung der vorhandenen Geschütze von vornherein verhindert. Der preußische Unterlieutenant und jetzige chinesische General v. Hanneken durfte als Festungsbaudirector von Port Arthur die schweren Vertheidigungsgeschütze nicht an den zur sicheren Bestreichung des Hafens, der vorliegenden See und des vorliegenden Geländes geeignetsten Stellen, etwa gar dem Auge des Beobachters möglichst entzogen, aufstellen, sondern mußte auf das gebieterische Verlangen der Chinesen die Batterien auf den höchsten und weithin sichtbarsten Puncten errichten, damit dem Feinde größere Furcht eingeflößt werden sollte. Die Folge davon war, daß der größte Theil des Hafens im todten Winkel lag. Nur mit Mühe konnte Hanneken die zweckmäßige Anlage einiger kleineren Batterien erreichen.

Aehnlich lagen die Verhältnisse in Taku, welches allerdings mit Batterien förmlich gespickt war. Dagegen war hier das Baumaterial — der Lehm des Peho — das denkbar ungeeignetste. Taku, dieser Stolz Chinas, ist nach im Ganzen siebenstündigem Kampfe in die Hände der Europäer gefallen, und das eine Meile nördlich von Taku am Ausfluß des Pelangflusses gelegene Petang wird wohl ohne Sang und Klang das Schicksal Takus getheilt haben. Tsinotschang und Tutsi, die Sitze des Generalcommandos südlich und nördlich des Peho, sind gar nicht befestigt und das zwischen Taku und Tientsin am Peho gelegene kleine Sperrfort scheint schon vor der Erstürmung Takus in den Händen der Europäer gewesen zu sein.

Die verbündeten europäischen Truppentheile treffen bis Peking keine Festungen, doch ist jede chinesische Stadt mit einer Mauer umgeben. Die Mauern von Peking selbst sind außerordentlich hoch und breit, doch wird eine Vertheidigung derselben, ebenso wie im Jahre 1860, kaum versucht werden. Das Gelände der Pohebene ist lehmig, auch befinden sich die Wege und Brücken in sehr schlechtem Zustande, so daß bei Regenwetter das Fortkommen ziemlich erschwert ist. Der Peho kann jedoch bis Tungtschao — ungefähr 35 Kilometer von Peking — als Wasserstraße benutzt werden. Das Vorrücken der europäischen Truppentheile bis Peking hat also, selbst wenn die Benutzung der theilweise zerstörten Eisenbahnlinie nicht angängig ist, mit verhältnißmäßig unbedeutenden Schwierigkeiten zu rechnen.

Das chinesische Landheer setzt sich aus dem kaiserlichen Heere in engerem Sinne und den Provinzialtruppen zusammen. Das aus „acht Bannern" bestehende eigentliche kaiserliche Heer ergänzt sich nur aus Mandschuren, aus dem seit der Eroberung Chinas mit ihnen verbündeten Mongolen der östlichen Aimaks und aus den Nachkommen derjenigen chinesischen Soldaten, welche zu derselben Zeit (1644) freiwillig unter den Mandschuren gefochten haben. Dieses Heer steht theilweise in der Nähe Pekings, in den Provinzen Tschili und Liaotong, besonders auch in Schanhaikwan, wo die große Mauer an der Grenze der vorgenannten Provinzen bis in das Meer hinein geführt worden ist, theilweise steht es unter besonderen Bannergenералen in den entferntesten Provinzen, die eine Art Aufsicht über die Civilgouverneure ausüben. Die kriegerische Kraft der im Laufe der Jahrhunderte verweichlichten, in Sitten und Gebräuchen völlig in den Chinesen aufgegangenen Mandschuren ist bis auf die in der alten Mandschurei zurückgebliebenen Reste dieses Tartarenstammes völlig erloschen. Ebenso ist auch die kriegerische Kraft der ganz unter der schwer lastenden Herrschaft der Lamapriester stehenden, vielleicht noch zwei Millionen Köpfe zählenden Nomadenbevölkerung derartig zurückgegangen, daß ihre Reiterei selbst in China den Schrecken des 13. Jahrhunderts völlig verloren hat und europäischen Truppen gegenüber wenig in Betracht kommen kann.

Außer der kaiserlichen Armee besteht in jeder Provinz und den in der Verwaltung den Provinzen gleichgestellten Nebengebieten Chinas eine besondere, unter je einem Titu oder commandirenden General stehende Provinzialarmee. Die Titus unterstehen sowohl dem Kriegsministerium zu Peking als auch den Civilgouverneuren ihrer Provinz. Die Stärke des chinesischen Heeres soll im Frieden 1 200 000 Mann, also noch nicht $^{1}/_{3}$ Procent der Bevölkerung ausmachen, während sie in Wirklichkeit höchstens 300 000 Mann, also vielleicht $^{1}/_{10}$ Procent der gegenwärtig auf ungefähr 450 Millionen Einwohner zu veranschlagenden Bevölkerung des über 11 Millionen Quadratkilometer großen Reiches zählt. Die taktische Einheit bilden Lager von 500 Mann, von denen in den entfernteren Provinzen oft nur 50 Stammmannschaften ständig versammelt sind, welche Zahl sich in der am schärfsten controlirten Provinz Tschili auf etwa 300—350 Mann erhöht. Der Sold der fehlenden Soldaten, die durch erspartes Pferdefutter und ähnliche Unregelmäßigkeiten erzielten Ersparnisse und anderweitigen Nebeneinnahmen fließen zunächst in die Tasche der Lagercommandanten, welche aber ihren Vorgesetzten, sowie den revidirenden Beamten einen Theil der Beute abgeben müssen.

Die Officiere ergänzen sich im Allgemeinen aus den Soldaten und sollen nach den alten Ueberlieferungen nach Maßgabe ihrer Kraft und Geschicklichkeit befördert werden. Meistens werden die Stellungen aber mehr oder minder öffentlich verkauft. Der Sold der chinesischen Soldaten übersteigt in China den durchschnittlichen Tagelohn gewöhnlicher Arbeiter, welcher nach unserem Gelde etwa 20—40 ₰ für den Tag beträgt. Es kommt daher vor, daß die Einstellung als Soldat im Frieden bereits als eine gewinnbringende Beschäftigung angesehen wird, die bei stärkerem Angebot nur durch Gunst oder Bestechung erreicht werden kann. Andererseits nehmen sich die Lagercommandanten, die Generale, sowie auch die hohen Civilbeamten das Recht, die in ihrem Verwaltungsbereiche befindlichen Soldaten geeigneten Falles in ihrem persönlichen Interesse als Arbeiter zu verwenden. In diesen Fällen werden Trägheit und Nachlässigkeit sehr streng bestraft. Eine wichtige Nebenbeschäftigung der verwaltenden chinesischen Generale ist stets die Unterhaltung mehrerer Pfandhäuser. Erfreuen sich diese Geldinstitute des erwünschten Zuspruches noch nicht in dem erwarteten Maße, so werden einfach die mit den 1. und 15. jeden Mond-Monats festgesetzten Soldzahlungen so lange ausgesetzt, als das Geschäftsinteresse des Generals dies zweckmäßig erscheinen läßt.

Die in den einzelnen chinesischen Provinzen errichteten Pulverfabriken und Militärschulen sind im großen Ganzen nicht viel mehr als Attrapen, und die Mühe und Pflichttreue der europäischen Instructeure fällt stets auf recht undankbaren Boden, weil sie sich mit dem Geschäftsinteresse der verwaltenden Generale in fortgesetztem Kampfe befinden muß. Immerhin ist durch die Thätigkeit der fremden Officiere der Werth eines Theiles der chinesischen Armee derartig gehoben, daß die Verluste der Europäer in den Gefechten künftighin größer sein müssen als früher. Dessenungeachtet wird die militärische Wehrkraft Chinas den europäischen Truppen sich nicht gewachsen zeigen und bald wie ein irdenes Gefäß im Zusammenstoß mit einem eisernen elend in Scherben zerbrechen. Dagegen steht zu befürchten, daß die überlegene chinesische Diplomatie unter klarer Benutzung des Interessengegensatzes der europäischen Mächte bald wieder ihre Triumphe feiern und die Ruchlosigkeit der balosen chinesischen Handlungsweise vergessen machen wird.

---

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 3. Juli.

Erst gestern wieder haben wir dargelegt, warum die **Entsendung einer stärkeren deutschen Truppenmacht nach China**, als sie bisher vorgesehen worden zu sein scheint, als eine unbedingte nationale Nothwendigkeit anzusehen sei. Wenn wir heute nochmals diese Nothwendigkeit betonen, so geschieht es, weil der gegenwärtige Zeitpunct für Deutschland von höchster Bedeutung ist. Es handelt sich darum, ob Deutschland Weltmacht sein will oder nicht. Wenn der gegenwärtige Augenblick ungenutzt verstreicht, so wird ein ähnlicher wie oder zum Mindesten in sehr langer Zeit nicht eintreten. Denn wir werden nicht so bald wieder eine Zeit erleben, in der die stärksten Interessen aller Großmächte so engagirt sind, wie gegenwärtig, und in der mithin Deutschland so günstige Gelegenheit geboten wird, sich als par inter pares zu zeigen. Man hat bei der gegenwärtigen Gelegenheit die Frage einer Colonialarmee erörtert. Auch wir treten warm für diesen Gedanken ein, denn wenn wir eine Colonialarmee bereits besäßen, so würden die Schwierigkeiten einer entsprechenden militärischen Vertretung Deutschlands gehoben sein. Man muß sich aber doch darüber klar sein, daß die Schaffung einer Colonialarmee für den gegenwärtigen Fall zu spät kommt. Will man jetzt den anderen Mächten, insonderheit Rußland, England und Japan, in Ost-Asien ebenbürtig erscheinen, so kann man nur auf die vorhandene militärische Organisation, d. h. auf die Landarmee, zurückgreifen. Daß die Situation in China äußerst ernst ist und energische Maßnahmen erfordert, wird auch bis weit in die Reihen der linksliberalen Gruppen anerkannt. So legt die „Vossische Ztg." dar, daß das Zusammengehen der chinesischen Truppen mit den Boxern entweder mit dem Willen der Regierung erfolgt sei — dann bedeute dies den Krieg mit China —, oder gegen den Willen der chinesischen Regierung — dann bedeute dies die Anarchie. Aus dieser Thatsache zieht das freisinnige Blatt den sehr richtigen Schluß: „Und diese Thatsache zwingt die Mächte, nicht ruhig abzuwarten, wie sich das Chaos lösen werde, sondern Leben und Interessen ihrer Landsleute mit eigener Kraft zu schützen, für das vergossene Blut und zerstörte Vermögen Sühne zu nehmen und der Wiederkehr ähnlicher Greuel ein für alle Mal vorzubeugen." „Mit eigener Kraft" — diese Worte gefallen uns am besten und wir gestatten uns, sie in dem uns richtig scheinenden Sinne auszulegen. Mit eigener Kraft, d. h. jede Macht mit ihrer eigenen Kraft, wohl in gemeinsamem Zusammenwirken, aber jede gleichwerthig der anderen. Die Zeiten müssen ein für alle Mal vorbei sein, in denen Deutschland seine Interessen durch fremde Mächte wahrnehmen lassen mußte. Auf etwas Anderes würde es aber nicht hinauslaufen, wenn Deutschlands Streitmacht nur aus den gegenwärtig in China bereits anwesenden Truppen und den bisher angeordneten Verstärkungen bestände. Es sind dies 5000 Mann, aber auch diese 5000 Mann würden thatsächlich nie beisammen sein. Schon jetzt zeigt sich, daß die Verluste im Gefecht nicht unbeträchtlich sind. Insonderheit dürfte sich, wenn es so fortgeht, bald ein starker Mangel an Officieren herausstellen. Weit mehr Leute aber, als durch die feindlichen Waffen kampfunfähig gemacht werden, dürften auf andere Weise der Front entzogen werden. Man bedenke, daß jetzt die heiße Jahreszeit beginnt und daß es sich um Märsche nicht in den gesegneten Gefilden Frankreichs handelt, sondern in unwegsamen Gegenden, in denen es oft sehr schwer sein wird, die nöthigen Nahrungsmittel aufzufinden. Strapazen und Entbehrungen werden also viel größer sein, als in einem europäischen Kriege, und man muß deshalb der Eventualität ins Auge sehen, daß ein nicht unerheblicher Theil der Truppen in den nächsten Monaten durch Krankheiten kampfunfähig gemacht wird. Nimmt man noch dazu, daß, wenn es sich nicht nur darum handelt, bestimmte Puncte an der Küste zu vertheidigen, sondern zum Zwecke der Herstellung der Ruhe und der Niederzwingung, sei es der Boxer, sei es der chinesischen Regierung und des chinesischen Volkes, ins Innere vorzudringen, Etappen werden gebildet werden müssen, um die Nahrungsmittelzufuhr zu sichern und die Fühlung aufrecht zu erhalten, so wird man zu dem Schlusse kommen müssen, daß in den nächsten Monaten höchstens 2000 Mann deutscher Truppen an der Offensive werden theilnehmen können. Daß diese geringe Truppenzahl bei der Bekämpfung hunderttausender chinesischer Soldaten und Irregulärer keine hervorragende Rolle spielen kann, liegt auf der Hand. Deutschland kann aber um so eher noch etwa 15 000 Mann seiner Landarmee entbehren, als ja diejenigen Mächte, die in Europa als mögliche Gegner berücksichtigt werden müssen, ebenfalls in Ostasien engagirt sind. Das Kräfteverhältniß zwischen Deutschland und den möglichen europäischen Gegnern wird also durch die Entsendung auch einer größeren Truppenzahl nach China nicht berührt. Dessen aber kann man — und die massenhaften Meldungen zum freiwilligen Eintritt in das Expeditionscorps haben es ja bereits bewiesen — sicher sein, daß unsere wackeren deutschen Soldaten nicht nur deshalb über See gehen werden, weil sie gehorchen müssen, sondern weil trotz aller vaterlandslosen Agitationen das Wort „Mit Gott für König und Vaterland" im Herzen jedes deutschen Soldaten noch so kräftig widerhallt, wie nur je, und weil der deutsche Soldat frei ist von der Krämerauffassung, daß man für das deutsche Vaterland nur zu kämpfen habe, wenn die schwarz-weiß-rothen Pfähle unmittelbar bedroht sind.

---

kommenes, ich meine nicht die Liebe für Bruder oder Schwester, welche nur in zweiter Reihe kommen kann, sondern die Liebe, welche Herz und Seele erfüllt, die Liebe, die Alles für den Gegenstand seiner Liebe wagen würde — ich meine eine solche Liebe, Diana, wie ich Sie Ihnen in diesem Augenblicke biete!"

Erschreckt und peinlich berührt zog sich Diana ein wenig zurück. Dennoch zögerte sie mit der Antwort, da sie wußte, daß dieselbe ihn kränken mußte.

„Ach, Diana", flehte Antonius, ohne ihr Zeit zur Ueberlegung zu lassen, fort, „Sie wissen noch nicht, was Glück ist. Sie ahnen nichts von der Seligkeit, welche das Leben Ihnen bieten kann! Ich verlange nichts Besseres, als mich und mein ganzes Sein Ihnen widmen zu dürfen; und ich schwöre Ihnen bei dem Heiligsten, was es giebt, daß ich Sie so glücklich machen will, wie nur wenige Frauen jemals gewesen sind! Es ist viel gesagt, aber ich fühle die Kraft in mir, mein Versprechen wahr, und Sie zu einer der Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Ich bin kein Jüngling mehr, der von Dingen spricht, welche er nicht versteht, der ohne Ueberlegung, ohne reifliches Erwägen handelt. O, die Sprache ist zu arm, um Ihnen das auszudrücken, was ich empfinde, Diana! Bis jetzt haben Sie nur für Andere gelebt, — in der Zukunft wird es aber anders sein, da werden die Anderen nur für Sie leben!"

Er war vor ihr in die Knie gesunken und streckte flehend die Arme nach ihr aus.

Diana schrak zurück und legte die eine ihrer frei gewordenen Hände über ihre Augen, um nicht in das schöne männliche Antlitz vor ihr sehen zu müssen. Aus diesem leidenschaftlichen Geständniß sprach die volle Wahrheit, das war keine Verstellung, man brauchte nur in die Augen des vor ihr knieenden Mannes zu sehen, um von der Aufrichtigkeit seiner Worte, von seinem tiefen, leidenschaftlichen Empfinden überzeugt zu sein. Was er an Liebe zu vergeben hatte, gehörte ihr, das fühlte Diana, und es war ihr ein peinliches, ja fast schmerzliches Gefühl, den Mann, der ihr soviel Liebe, soviel Wärme des Empfindens entgegenbrachte, zurückweisen zu müssen, da sie diese Gefühle nicht erwidern konnte. Gerade, weil sie selbst wußte, was es sagen wollte, wenn man Jemanden mit allen Fasern seines Herzens liebt, gerade darum war der Eindruck, den seine Worte auf sie machten, ein so schmerzlicher für sie.

„Oh", rief sie bewegt aus, „warum sprechen Sie so zu mir? Ich kann niemals wieder froh und glücklich sein!"

Ihre ganze Art und Weise, wie sie seine Worte aufnahm, hätte ihm sagen müssen, daß sie seine Gefühle nicht erwidere, aber er war viel zu verblendet, um dies wahrzunehmen. Hastig, leidenschaftlich unterbrach er sie:

„Glücklich! Sie sollen so glücklich sein, daß Ihr ganzes Leben Ihnen nur wie ein langer Traum von Glück und Seligkeit erscheinen soll. Und mehr als das: Sie sollen mein Engel sein, der mich erlöst. Denn ich bin nicht das, was man in der Welt einen guten Menschen nennt; gewiß nicht; aber von jetzt an sollen Sie mit mir thun können, was Sie wollen. Sie sollen Alles das, was gut in mir ist, zum Leben erwecken, Diana, ich werde wie Wachs in Ihren Händen sein! Spreche ich wie ein Wahnsinniger? Vielleicht — aber es ist doch Methode in meinem Wahnsinn! Niemals ist eine Frau so angebetet worden, wie ich Sie anbete, meine heilige — Diana!"

Er drückte seine brennenden Lippen auf ihre Hand, und diese Berührung gab ihr den Muth der Verzweiflung.

„Sie haben mir eine große Ehre angethan", sagte sie mit leiser, bebender Stimme, „aber meine Gefühle für Sie sind nicht derartig, wie Sie anzunehmen scheinen. Wenn ich Ihnen jemals Grund gegeben habe, zu glauben, daß ich anders, denn freundschaftliche Gefühle für Sie hege, so würde mich dies mehr schmerzen, als ich Ihnen sagen kann. Aber wenigstens werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich dies niemals absichtlich gethan habe."

Antonius erhob sich schnell von seinen Knieen und blickte Diana fragend, verwundert an. Er war keinen Augenblick über die Antwort, welche Diana ihm auf seine Liebeswerbung geben würde, im Zweifel gewesen, er hatte ihre Zustimmung als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet. Durfte er seinen Ohren trauen, war das wirklich Diana, die diese Worte ausgesprochen? Freilich hatte sie stets ein Alleinsein mit ihm zu vermeiden gesucht und seine Schmeicheleien unbeachtet gelassen, aber er hatte dies als Bescheidenheit, als mädchenhafte Schüchternheit ausgelegt. Sein Glaube an sie war ein unbegrenzter. Er hatte die Reinheit, die Unschuld ihres Herzens sofort erkannt und bewundert, aber er hätte niemals geglaubt, daß dieses Mädchen ihn, den von den Frauen verwöhnten und Verhätschelten, zurückweisen würde.

Diana hatte sich erhoben und wollte an ihm vorübergehen, aber er hielt sie zurück, indem er leise eine Hand auf ihre Schulter legte.

„Warten Sie, Diana, — ich kann Sie so nicht gehen lassen —" seine Stimme klang heiser und gedrückt, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, und zwar etwas, was Sie vielleicht für wichtiger halten werden, als das, was vorangegangen ist. Kommen Sie, setzen Sie sich wieder auf Ihren alten Platz, und hören Sie mich an. Meine Mittheilung betrifft dieses Mal Erich sowohl, wie Sie selbst."

Er sprach sehr ruhig, aber die Ruhe konnte nur eine erkünstelte sein, denn auf seinem schönen Antlitz drückte sich die größte Spannung aus. Diana wartete schweigend, daß er sprechen sollte, doch er durchschritt wohl einige Male die ganze Länge des Zimmers, ehe er sich zu ihr wendete.

„Vielleicht bin ich zu vorellig gewesen", sagte er endlich langsam, „ich würde auch wahrscheinlich jetzt noch nicht zu Ihnen gesprochen haben, wenn ich nicht Ihre Niedergeschlagenheit bemerkt hätte. Ich fürchte, diese Niedergeschlagenheit rührt daher, weil Sie ein Gefühl der Unsicherheit in Bezug auf die Lage Ihres Bruders empfinden, und über diesen Punct möchte ich Sie beruhigen. Sie sagten mir vorhin, daß Sie selbst jetzt den Gedanken noch nicht fassen könnten, daß die frühere sorgenvolle Zeit auf immer hinter Ihnen liege, und daß Sie fürchteten, die Zukunft können Ihnen noch Unheil bringen. War es nicht so?"

„Ja", antwortete Diana.

„Ihre Befürchtungen sind nicht unbegründet. Erich's Rechte auf Cromhurst können jeden Augenblick angefochten werden. Ich allein habe die Macht in Händen, die Sache ohne jeden Streit in der einfachsten Weise zu ordnen, und es war mein Wunsch, dies zu thun, Diana", sagte er plötzlich in weichem Tone, „wollen Sie Ihre vorherige Entscheidung nicht zurückziehen? Wollen Sie sich das, was ich Ihnen gesagt habe, nicht noch einmal überlegen? Diana, wollen Sie nicht wenigstens den Versuch machen, mich zu lieben?"

Diana's Antwort wurde in sanftem, aber entschiedenem Tone gegeben. Sie lautete ebenso wie vorher — „Nein" —. Ein harter Ausdruck erschien auf dem Antlitz Antonius'.

„Wenn Sie eingewilligt haben würden, meine Gattin zu werden, so würde Erich's Stellung gesichert gewesen sein, denn ich bin die einzige Person, welche seine Rechte anfechten kann, und Diana, ich würde um Ihretwillen geschwiegen haben. Wie die Dinge liegen, bin ich es mir selbst schuldig, Ihnen eine Erklärung zu geben, damit Sie nicht, nach später eintretenden Ereignissen urtheilend, glauben, ich hätte die Rolle eines Heuchlers gespielt. Und ich bin dann vielleicht nicht da, um mich rechtfertigen zu können!"

Diana sah sehr bleich aus, als sie jetzt fragend, bangend, ihre Augen zu ihm aufschlug.

„Ich verstehe Sie nicht", sagte sie mit zitternder Stimme.

„Nein, aber Sie werden mich sehr bald verstehen, Diana. Sie hören Sie denn: Als ich im Gebirgsfluß die Nachricht von dem Tode Friedrich Beauchamp's erhielt, schiffte ich mich sofort nach England ein, mit der Absicht, meine Rechte auf Cromhurst geltend zu machen. Ich hielt dies für etwas ganz Selbstverständliches. Die Nachricht, daß ein Anderer Besitz von Cromhurst ergriffen habe, erregte wohl mein Befremden, doch beunruhigte sie mich nicht. Ich beschloß, selbst hierher zu gehen, um, wie dies in meiner Natur liegt, die Sache in der rücksichtsvollsten Weise zu ordnen. Hatte ich es doch mit mir nahestehenden Verwandten zu thun. Ich kam also, Diana, und — ich sah Sie! Ich vergaß, warum ich gekommen, denn vom ersten Augenblick an nahmen Sie alle meine Sinne gefangen, übermächtig war das Gefühl, das mich zu Ihnen hinzog. Diana, ich liebte Sie von dem Augenblicke an, wo ich Sie zuerst sah. Und ich wagte nun nicht, über den eigentlichen Zweck meines Herkommens zu sprechen, ich fürchtete, aus dem Paradiese verjagt zu werden, in das ich endlich nach langem Umherirren in der Welt eingetreten war. Wußte ich doch, wie schwer Sie der Schlag treffen mußte, den zu führen ich hergekommen war! Ich sah, wie Sie nur für Ihre Angehörigen lebten und sorgten, niemals an sich dachten und nur das Wohl der Anderen in Betracht zogen — hier in den glänzenden Verhältnissen ebenso wie früher in den dürftigen, wo Sie für die Ihrigen geschafft und gearbeitet hatten. Ich erfuhr dies Alles erst allmählich, theils durch Sie, theils durch Erich, der in seiner offenen, freundlichen Weise kein Hehl aus den früheren traurigen Verhältnissen, in welchen Sie gelebt, machte."

„Voll und ganz gab ich mich dem beseligenden Gefühl, welches ich in Ihrer Nähe empfand, hin, meine Liebe zu Ihnen ließ alles Andere in mir schweigen, die Hoffnung, Sie zu gewinnen, war mein einziger Gedanke, und ehe ich diese Hoffnung aufgab, wollte ich lieber alles Andere aufgeben. So beschloß ich also, zu schweigen, und ich würde dies auch fernerhin gethan haben, wenn Sie eingewilligt hätten, die Meine zu werden!"

„Sie sprechen in Räthseln", sagte Diana. „Mein Bruder Erich ist doch näher mit Friedrich Beauchamp verwandt, als Sie, wie sollte es möglich sein, daß Sie ihn aus seiner Stellung verdrängen könnten?"

(Fortsetzung folgt.)